

Stillehre

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1976)**

Heft 5

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eines Nebengütchens, das keine Familie zu ernähren vermochte). Im Sinne von Hecke braucht Gottfried Keller ‚Hag‘ in den *Mißbrauchten Liebesbriefen*: „Sie steckte die Epistel durch das Laub des Hages.“

Ein weiteres wichtiges Glied in der Kette ist das (oft substantivisch auftretende) Verb behagen; es gibt, genau genommen, das Gefühl dessen wieder, der sich durch einen Hag geschützt weiß; nicht umsonst erscheint ‚behagen‘ meist im Sinne von sorgloser Zufriedenheit. Man erinnere sich beispielsweise der Szene in „Auerbachs Keller“ des „Faust“, wo Mephisto sagt: „Dem Volk hier wird jeder Tag ein Fest, / Mit wenig Witz und viel Behagen / Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz / Wie junge Katzen mit dem Schwanz.“ Für „es gefällt mir“ sagen wir daher auch etwa „es behagt mir“. Entsprechende Attribute verstärken den Sinn des Erfreulichen, Angenehmen: man spricht von stillem, freundlichem, harmonischem, innigem Behagen.

Aber — die Hexe? Angesichts der schrecklichen Geschichte des Hexenwesens müßte es als ein geradezu zynisches Unterfangen erscheinen, die armen Hexen in den Kreis ‚behaglicher‘ Erörterungen einzubeziehen (es wäre denn, man spräche im wohlwollend-verliebten Ton des modernen Menschen von einer geliebten ‚Zauberhexe‘, einem verführerischen ‚Hexlein‘). Nein, ‚Hexe‘ und ‚Wohlbehagen‘ dürfen nur aufgrund ihrer gemeinsamen Etymologie miteinander verkoppelt werden: Das Wort Hexe ist Weiterbildung eines altdeutschen ‚hag-zissa‘. ‚Zissa‘ gibt einige Rätsel auf, gehört aber wahrscheinlich an die Seite der norwegischen *tysja* = Elfe. Ganz sicher jedoch steht Hexe in Beziehung zum Begriff Hag: Die Hexe ist ursprünglich ‚ein sich auf Zäunen oder Hecken aufhaltendes dämonisches Wesen‘.

Ungeheure Entfernungen trennen den heutigen Sprachgebrauch von seinen Ursprüngen, besonders in den vielen Fällen, wo ‚Hexenwerk‘ aller Art im übertragenen Sinne auftritt. Wer würde noch an den namengebenden Hag denken, wenn er schimpfend oder spaßhaft sagt: Das ist doch wieder einmal wie verhext! Oder: Bin ich in einen Hexenkessel geraten? Oder: Und diesen Hexensabbat nennst du Musik!

Hans Sommer

Stillehre

Kleine Satzanschlußtragödie

„Schon so früh munter?“ trat Erzherzog Franz Ludwig Karl August mit einer Miene ins Zimmer, die nichts Gutes verhieß.

„Ja, ich habe“, gähnte Gräfin Leda zierlich hinter vorgehaltener Hand, „diese Nacht nicht gut geschlafen.“

„Kunststück“, betrachtete Erzherzog Franz Ludwig Karl August seine feinpolierten Fingernägel, „du hast dich ja zu diesem Behufe nicht zweckmäßig genug benommen.“

„Wie bitte?“ zog Gräfin Leda ihre edel geschwungenen Brauen empor.

„Du wunderst dich?“ wurde es ihm unter diesem Blick etwas unbehaglich zumute. „Meinst du, ich hätte nicht gehört, daß der Schauspieler Mach-einer...“

„Lakaiengeschwätz“, schmierte sie ihm die Butter aufs knusprige Brötchen. „Mit so etwas gibst du dich ab? Übrigens weißt du nicht einmal, was

für ein Mensch der Schauspieler Macheiner ist. Du kennst ihn ja gar nicht.“

„Danke, danke“, erschrak der Erzherzog bei dem bloßen Gedanken, den schönen Darsteller klassischer Rollen gar persönlich kennenzulernen.

„Du wirst mir doch glauben“, reichte sie ihm die Sardinen, „daß ich dir treu bin?“

„Wie könnte ich anders?“ schüttelte er seufzend den Kopf.

„Man wird ja nicht jünger“, zwinkerte sie mit den Augen.

Hier hörte der Redaktor zu lesen auf. Vorwurfsvoll blickte er den ihm gegenüberstehenden Dichter an. „Mein lieber Herr Höfelgeier“, sagte er milde, „nun habe ich Ihnen eine Stelle Ihres Romans vorgelesen. Merken Sie jetzt, daß diese Art des Schreibens unmöglich ist? Den Roman, den Sie mir da gebracht haben, kann ich leider nicht veröffentlichen. Ein solcher Stil...“

„Aber wieso denn nicht?“ empörte sich der Dichter. „Drei der von Ihnen bemängelten Sätze habe ich wörtlich aus einem Roman abgeschrieben, der soeben in Ihrer Illustrierten läuft.“

Da fiel der Redaktor — wie schon einige Leser des Blattes — in Ohnmacht.

Ursula von Wiese

Bühnensprache — Hochsprache

Hochlautung mit landschaftlicher Färbung

Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz ist ein heikles Problem. In vielen Kreisen, besonders in der Armee, wird die Ansicht vertreten, daß die Kehllaute in den Wörtern „nicht“, „recht“ und „Gesicht“ ruhig und kräftig ausgesprochen werden sollen. Bei den Intellektuellen hat man sich ja weitgehend der in Deutschland üblichen Aussprache angepaßt; aber es bleibt dennoch ein schweizerischer Erdenrest zu tragen peinlich. Den Schweizer wird man in ihm in den meisten Fällen gleichwohl erkennen. Nach Auffassung der Zünftigen, selbst des neuen „Siebs“, hat übrigens jede Region das Anrecht auf ihre ganz bestimmte Färbung der Sprache. Das gilt insbesondere für die Schweiz, wo der Dialekt eine ganz andere Bedeutung hat als in Deutschland und überdies viel stärker auf die Hochsprache abfärbt, wenn wir diese sprechen wollen oder müssen, als in Deutschland.

Aber lassen wir diese Probleme und beschäftigen wir uns mit jenen Grenzwerten, wo wirklich nur noch die Klangfarbe darüber entscheidet, ob der Schweizer oder der Schwabe, der Sachse oder der Berliner ein gutes Hochdeutsch spricht. Der bekannte Schriftsteller Horst Wolfram Geißler behandelt diese Frage in seinem Roman „Sternsaphir“, in dem er eine berühmte Sängerin inkognito auftreten läßt, die von Geburt Schweizerin ist, aber natürlich ein reines Hochdeutsch spricht. Er läßt den Beobachter sagen: „Schweizerin, ohne Zweifel. Sie sprach einwandfrei hochdeutsch; aber die Schweizer haben, vielleicht durch die welsche Nachbarschaft, eine andere Sprachmelodie als wir; sie lassen den Ton am Satzende gern ansteigen; darin liegt für uns etwas Fragendes, beinahe Erstauntes, ich weiß nicht, ein hübscher Klang, zumal bei Frauen.“

Was meint der Leser: Hat Geißler mit seiner Annahme recht?

teu.